

WELTKUNST



Interview mit Gerwald Rockenschaub

„MEIN ATELIER IST DER COMPUTER“

Der österreichische Künstler Gerwald Rockenschaub hat das Schlossmuseum Linz in ein farbenfrohes Gesamtkunstwerk verwandelt. Ein Gespräch über Wiener Schmääh, Clubkultur und die Komposition von Bildern

Von TIM ACKERMANN

Herr Rockenschaub, Sie sind als Künstler und als DJ tätig: Wie wichtig ist Musik für Ihre Kunst?

Um mit einem Missverständnis aufzuräumen: Als DJ bin ich schon seit 1999 nicht mehr „tätig“, außer gelegentlich bei speziellen Anlässen für Freunde. Einfach ausgedrückt: Ich komponiere meine Werke und Ausstellungen ähnlich wie Musikstücke. Dadurch, dass ich eher als Liebhaberei auch Musik mache – siehe meine CD „Private Pleasures“ von 2004 – welche ich gelegentlich auf SoundCloud veröffentliche, hat für mich das eine natürlich mit dem anderen zu tun. Etwa bezüglich Rhythmik, Dynamik, Dramaturgie. Wenn ich am Computer eine meiner Animationen schaffe, die als „bewegte Bilder“ im Loop laufen, dann erlaube ich mir zum Beispiel nach der sechsten, siebten Wiederholung eine kleine Abweichung, einen „Break“: Eine Form verlässt dann die Komposition an einer anderen Stelle als vorher, oder ich erzeuge eine minimale Modifikation einer Form oder Bewegung, oder ich baue eine kleine Pause ein. Eine halbe Sekunde lang geschieht dann etwas Anderes oder gar nichts, und danach fängt alles wieder von vorne an und so weiter.

Der Ausstellungsraum scheint bei Ihnen ebenfalls unmittelbar zur Kunst zu gehören.

Ja, ich komponiere und inszeniere jede Ausstellung immer auf den jeweiligen Raum hin. Ich denke immer in Ausstellungen, in Zusammenhängen und weniger in einzelnen Werken. Einzelne Arbeiten haben für mich immer eine bestimmte Funktion im jeweiligen Ausstellungsdesign, im Ausstellungslayout und werden genau dafür gemacht.



Gerwald Rockenschauß „Untitled (Relief)“, 2018, zu sehen bis zum 2. Juli im Schlossmuseum Linz. © Courtesy Thaddaeus Ropac

Ob das nun 2011 im Kunstmuseum Wolfsburg war, wo ich eine 66 Meter lange und 10,5 Meter hohe Wand mit piktogrammartigen Motiven dekoriert habe, oder kürzlich im Belvedere 21 in Wien, wo bis März eine Auswahl von Animationen auf 24 Monitoren in einer ortsspezifischen Installation zu sehen war. Oder jetzt eben in meiner Ausstellung „reappropriation (allure/construct)“ in Linz, wo ich eine Auswahl verschiedener Werke von 1981 bis 2020 zeige. Dafür habe ich ein funktionales Rastersystem aus schwarzen Linien und verschiedenen Farben entworfen, welches ich an die charakteristischen Besonderheiten des Ausstellungsraums angepasst habe. In dieses Layout habe ich dann die diversen unterschiedlichen Arbeiten in einer speziellen Aneinanderreihung eingefügt.

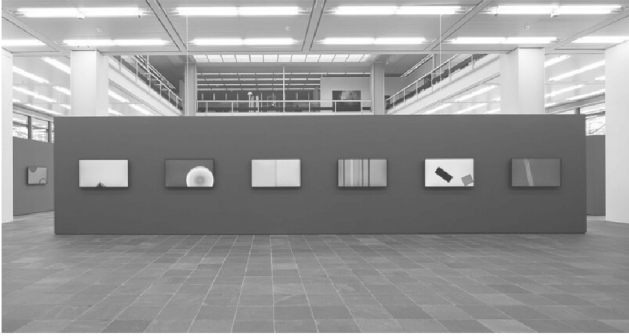
Ihre Kunst wirkt tatsächlich wie die Befreiung der Malerei von der Wand. Die Malerei wird räumlich, greift in den Raum hinein. Es entsteht eine Art

Kontinuum, bei dem man nicht mehr klar abgrenzen kann: Hier ist das Museum und dort das Kunstwerk. Es wird alles eins.

Ich weiß jetzt nicht genau, worauf Sie hinauswollen ...

Ich versuche, den Begriff Gesamtkunstwerk zu vermeiden.

Ich habe mir darüber im Bezug auf meine Arbeit noch nie wirklich Gedanken gemacht.



Für die Ausstellung im Belvedere 21 entwickelte der Künstler ein funktionales Rastersystem aus schwarzen Linien und verschiedenen Farben, welches an die charakteristischen Besonderheiten des Ausstellungsraums angepasst wurde. © Foto: Rudolf Strobl

Haben Sie aber das Gefühl, sie hauchen der Geometrie Leben ein?

Ja? Manchmal ... vielleicht ...

Glauben Sie, dass Geometrie auch Gefühle transportieren kann?

(Pause)... Na ja, mich interessiert da grundsätzlich eher Form, Farbe, Funktion und die rationale Ebene.

Da sagen Sie noch nichts über das Gefühl.

Ich habe natürlich keine Ahnung, was eine Person, die meine Werke sieht, dabei empfindet. Und selbst wenn ich das steuern könnte, würde ich es nicht wollen. Kunst ist, so wie ich das sehe, ein Angebot und ich will ganz bestimmt niemandem vorschreiben, wie jemand etwas sehen oder interpretieren soll. Die Person, die Kunstwerke betrachtet, macht im besten Fall für sich irgendetwas daraus. Und entwickelt halt Gefühle oder auch nicht. Oder ist irritiert oder auch nicht. Bei meinen Ausstellungen gibt es, denke ich, schon einige verschiedene Zugangsmöglichkeiten. Wenn jemand nicht den Willen oder die Fähigkeit hat, mein Angebot zu decodieren, ist das für mich kein Problem. Ich arbeite natürlich mit verschiedenen Codes: Code Geometrie, Code Abstraktion...

Und Code Humor!

Code Humor, auch. Der Wiener Schmä! So einen kleinen Schmä erlaube ich mir einfach gelegentlich – wenn zum Beispiel in einer Animation in der Ausstellung im Belvedere 21 in Wien die österreichische Fahne auftaucht oder wenn ich jetzt in Linz ein Ölbild von 1986 zeige, in welchem rote Flecken auf weißem Untergrund an Blut erinnern könnten, oder vielleicht sollten es doch nur rote Farbkleckse sein ... wer weiß.

Sie haben ursprünglich Geschichte, Philosophie und Psychologie studiert, also textlastige Fächer. Wie kam dann dieser *iconic turn* zum Künstler?

Ich war fast fertig mit dem Studium an der Universität. Welche beruflichen Möglichkeiten hat man damit? Fachakademiker oder Lehrer. Beides lag mir im Grunde nicht. Das Interesse an einem Kunststudium kam dann eher zufällig. Die Hochschule für angewandte Kunst war damals die wichtige Kunstschule in Wien, nicht die Akademie der bildenden Künste. An der Angewandten lehrten Peter Weibel und Bazon Brock. Joseph Beuys hatte eine Gastprofessur. Oswald Oberhuber war Rektor. Karl Lagerfeld – nicht zu vergessen – hatte die Modeklasse! Das war ein Sammelbecken guter, für mich interessanter Professoren. Und dann habe ich da halt die Aufnahmeprüfung gemacht und bin angenommen worden. Fragen Sie mich nicht, wie und warum! Es hat jedenfalls funktioniert...



Ansicht der Ausstellung „reappropriation (allure / construct)“ im Schlossmuseum Linz. © Foto: Michael Maritsch

Aber woher wussten Sie, dass Sie sich besser mit Bildern ausdrücken können als mit Worten?

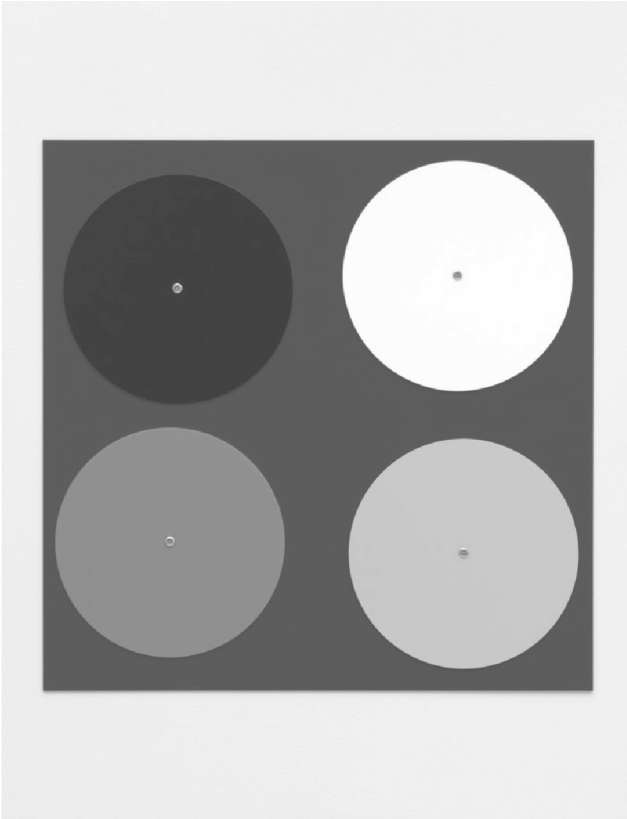
Das wusste ich selbstverständlich nicht und ich bin erst im Laufe der Zeit darauf gekommen. Meine Interessen und auch Ambitionen haben sich Schritt für Schritt entwickelt, auch das, was ich überhaupt künstlerisch kann. Und Zufälle halt. Von Leuten wie Peter Weibel und diversen Assistenten in unserer Klasse wurde ich darauf gestoßen. Sie haben uns Studierende einfach in erster Linie mit jeder Menge essenzieller Infos versorgt. Und was wir dann daraus machten, war jedem mehr oder weniger selbst

überlassen. Es hat nicht lange gedauert, dann hat mich weder das Studium an der Uni noch an der Angewandten wirklich interessiert. Jugendlicher Übermut... Das hatte natürlich auch mit dieser Zeit Ende der Siebziger, Anfang der Achtziger und dem Umfeld zu tun: Punk, New Wave. *Everything is possible*. Mit drei Akkorden kannst du Weltkarriere machen, jetzt sehr plakativ ausgedrückt.

Selbstverständlich haben wir auch eine Punkband gegründet, einfach weil das möglich war! „Molto Brutto“ war der Name und genau so hat das auch geklungen. Wir haben Platten gemacht, wir haben unter anderem auch eine Deutschlandtournee absolviert. Ich habe Gitarre gespielt. Ich habe Gitarre nie gelernt, hatte aber in jungen Jahren Klavier- und Geigenunterricht.

Die Basis war da.

Ja, die musikalische Basis ... Also wie funktioniert Musik. Was ist ein Takt? Und so weiter. Das ist fürs Komponieren einfach wichtig. Mit der Band hat es sich dann relativ schnell aufgehört, denn der Sänger war leider schwer drogenabhängig. Da habe ich mir gedacht, dieses Drama brauche ich echt nicht. Als ich dann 1985/1986 das erste Mal in New York war, bin ich sofort in die Clubs gelaufen. Zurück in Wien war ich ab 1987 bei den ersten Partys dabei und habe dort Platten aufgelegt. Das Wort „Djing“ benutzte damals noch niemand. Da ich wegen meiner Ausstellungen international unterwegs war, kam ich auch an Plattenmaterial. Es gab ja am Anfang diesbezüglich nichts Brauchbares in Wien. Die Szene hat sich dann allerdings sehr schnell entwickelt: Auf einmal existierte eine tolle Clubkultur, auch mit diversen ortsansässigen Musikern, und ich bin dann auch als DJ international rumgereist. Ab 1995 hatte ich mit einem Partner in Wien den Club „the audioroom“. Vier Jahre später bin ich dann nach Berlin gezogen und habe mir gesagt: „Scheiß auf den ganzen Musikkram!“



Gerwald Rockenschauß „Plexiglas (GS Rot 3H67, Schwarz 9H01, Weiss WH01, Orange 2H02, Grau 7H32)“, 2015, zu sehen im Schlossmuseum Linz. © Foto: Stefan Altenburger Photography, Zürich / Courtesy Galerie Eva Presenhuber, Zürich

Sie waren zuvor schon in den Sog der Wiener Kunstszene geraten. Allerdings dominierte in den Achtzigerjahren das möglichst raue, dilettantisch wirkende Bad Painting. Und ihre Kunst ist ja „good painting“ im besten Sinne. Dennoch war es eine ideale Zeit für sie. Warum?

Ganz einfach: Weil vieles möglich war in diesem bestimmten Zeitfenster! Peter Pakesch hat Anfang der Achtziger mit seiner neuen Galerie den Wiener Galeriebetrieb aufgemischt. Da waren auch andere wie etwa die Galerie nächst St. Stephan gezwungen, sich umzuschauen, sich neu zu orientieren.

Rosemarie Schwarzwälder ist in mein damaliges Atelier gekommen und dann hatte ich mehr oder weniger sofort eine Ausstellung. Zuerst eine Gruppenschau, dann eine Einzelausstellung und Rosemarie hat mich auch auf die Kunstmessen in Basel und Köln mitgenommen. Auf einmal stand Paul Maenz vor der Tür...

... damals einer der bekanntesten Galeristen und Kunstsammler in Köln.

Genau! Also, es war eine Aneinanderreihung von Zufällen, weil ich halt das Richtige zum richtigen Zeitpunkt gemacht habe. Ich habe damals auch gemalt. Kleine, hauptsächlich geometrische Bilder. Quasi Modelle für Malerei, konzeptuell! Meine Ausstellungen waren damals ebenfalls schon durchkomponiert – in meiner ersten Schau 1984 in der Galerie nächst St. Stephan in Wien zum Beispiel: in einem Raum ein Blumenbild und ein Kunstrasen!

1987 war das Jahr, in dem Sie zum letzten Mal gemalt haben, oder?

Wenn ich jetzt Werke mache, muss ich sie herstellen lassen, weil ich die notwendigen handwerklichen Fähigkeiten für die Herstellung meiner Arbeiten gar nicht habe. Ich würde die entsprechenden Maschinen auch nicht im Atelier haben wollen. Abgesehen davon habe ich ja gar kein Atelier. Mein Atelier ist der Computer. Meine Idee war schon immer ein schlanker Betrieb. Für die Produktion engagiere ich Professionisten projektbezogen.



„Mein Atelier ist der Computer“, so Gerwald Rockenschau. © Foto: Michael Maritsch

Wenn Sie ein Werk erschaffen, stellen Sie sich ein Publikum dazu vor oder machen Sie es primär für sich?

Weder das eine noch das andere. Ich mache es für die Ausstellung! (*lacht*) Ich überlege, was ich da zeigen will und realisiere es dann. Natürlich mache ich das auch für ein Publikum. Genauso war es, wenn ich aufgelegt habe. Das habe ich in erster Linie für die hoffentlich tanzende Menge gemacht.

Einerseits wird die Welt von immer mehr Logos und Emojis dominiert.

Andererseits zerfällt die Gesellschaft zunehmend in Kleingruppen, die nur noch innerhalb ihrer eigenen sozialen Blase kommunizieren. Wird es dadurch schwieriger, Kunst zu machen, die alle Menschen anspricht? Also so etwas wie eine universale Sprache zu finden?

So definiere ich meinen Job nicht! Den Anspruch es allen recht zu machen – den will ich gar nicht haben! Erstens interessiert es mich nicht. Zweitens wüsste ich gar nicht, wie das technisch funktionieren soll. Soll ich eine Umfrage starten?

Und weshalb streben Sie so sehr nach Perfektion?

Was meinen Sie damit?



Ansicht der Ausstellung „SURF“ in der Berliner Galerie Mehdi Chouakri, 2016. © Foto: Jan Windszus

Wer ihre Kunst betrachtet, bekommt das Gefühl, dass ihnen Präzision sehr wichtig ist. Sie brechen nicht auf halbem Weg ab, um zu sagen: „Das ist jetzt gut genug“. Oder lassen Fünfe gerade sein...

Aber das bedingt doch die Sache an sich! Was verlangen Sie von ihrem Schreiner, wenn sie einen Tisch bestellen? Wenn er ihnen ein wackeliges Ding hinstellt, sind Sie nicht zufrieden. Genauso ist es für mich in der Kunst. Mein professioneller Anspruch

und Ehrgeiz verlangen es ganz einfach, das Konzept für jede Ausstellung genau zu formulieren und jede Arbeit präzise herstellen zu lassen. Alles andere will ich meinem Publikum nicht zumuten.

Ich verstehe: Es geht darum, dass der Gesamteindruck keine Irritation erzeugt.

Wenn ich zum Beispiel beim Djing den Übergang von einem Track zum anderen zu schlampig gestalte, nicht präzise hinbekomme, dann kommt jeder beim Tanzen aus dem Konzept. Dann stockt die ganze Nummer! In meinen Ausstellungen spiele ich zwar immer wieder ganz gerne mit unterschiedlichen Ideen, Inhalten, Irritationen und Ambivalenz. Diese müssen dann aber präzise gesetzt sein, um zu funktionieren und die volle Wirkung zu entfalten. In der Kunst kann man sich durchaus erlauben, dass etwas nicht eindeutig, sondern irritierend ist.



AUSSTELLUNG

„Gewald Rockenschaub reappropriation (allure / construct)“,

bis 2. Juli,

Schlossmuseum Linz

[oekultur.at \(https://www.oekultur.at/location-detail/schlossmuseum-linz\)](https://www.oekultur.at/location-detail/schlossmuseum-linz)